

Die Macht der Westlichkeit?

Manfred Mols

Die späte westliche Zivilisation als vorerst geltende globale Zivilisationsgrundlage

Die Menge der definitorischen Anläufe zum Begriff und zur Realität von Westlichkeit ist buchstäblich unübersehbar geworden. Die Interpretationen teilen sich auf in Schulen und Strömungen, die letztlich auf dem Boden erfahrener Geschichte entstanden sind. Hegel hatte bekanntlich Philosophie als „ihre Zeit in Gedanken gefasst“ vorgestellt.¹ In der folgenden Abhandlung soll das Spannungsverhältnis zwischen der westlichen Zivilisation und dritten Ländern, Regionen und Kulturen behandelt werden. Wir bezeichnen diese letztgenannten Gebilde immer noch als „Dritte Welt“, um aus unserer Perspektive eine kritische Objektivität aufzubauen, d.h. „um die letzten Gründe für Ordnung und Unordnung im Zusammenleben der Menschen (...) und damit um handlungsbezogenes Wissen“² angeben zu können. Bei genauerem Hinsehen konvergieren viele Positionen im Herausarbeiten des Ranges der in unseren Zeitaläufen geltenden globalen, jedenfalls dominierenden Zivilisationsgrundlage.

Für Alfred Weber steht eine kulturelle Gesamtbetrachtung im Abschied von einer scientistisch-empirischen Soziologie im Vordergrund. Geschichte wird als ein offener Prozess begriffen und Kulturge schichte vorgestellt als ein integrierender historischer Gesamtprozess.

Für Hegel ist Geschichte die schrittweise Emanation von Vernunft und präsentiert sich als rationaler Prozess.

Arnold Toynbee weist Geschichte keinen inhärenten Zweck zu, bewegt sich aber in einer Folge von *challenges and responses*, wobei challenges von einflussreichen Minoritäten ausgehen, die kreativ oder sich selbst bedienend sein können.

In einem UNESCO-Projekt,³ an dem der Verfasser mitarbeiten konnte, zeigen sich im Kultur- bzw. Zivilisationsvergleich Unterschiede und Vergleichbarkeiten (Konstante) für die Erkenntnis eines offenen

Prozesses, der allerdings abgesteckt ist durch die Möglichkeiten und Grenzen der anthropischen Situation⁴ des Menschen. Geschichte zeigt evolutionistische Folgemöglichkeiten, die aber nicht deterministisch abgesteckt sind.

Die späte westliche Zivilisation gilt nach einem Vergleich von 16 Weltkulturen als vorerst geltende globale Zivilisationsgrundlage. Sie wird „spät“ genannt, weil ihre moderne Artikulation wenige Jahrhunderte alt und im Wesentlichen gebunden ist an die Trennung von geistlich-sakraler bzw. auch mythisch interpretierter Welt im Gegensatz zu einem Weltdenken in säkularen Kategorien. Die christlich-jüdische Kosmovision ist längst abgelöst durch eine technizistisch-scientistische Weltsicht – auch wenn dieser Wandel sich nicht durch alle aktuellen Kulturkreise in gleicher Weise zieht.

Westlichkeit ist heute ubiquitär präsent als global die Staaten und Gesellschaften prägende Form einer Weltzivilisation in Politik, Wirtschaft, Technik, Wissenschaft und auch allen möglichen Formen der Alltagskultur. Träger der Westlichkeit ist im wesentlichen das alte Europa, seit dem 18. Jahrhundert immer mehr verbunden mit den USA, dem sog. Neuen Europa; in ihrer technischen Version gehört auch Japan dazu, in politisch-sozialer Hinsicht ebenso unübersehbar Australien und Neuseeland. Zählt man die Bevölkerungen dieser Staaten zusammen, kommt man vielleicht auf 12 Prozent der Weltbevölkerung, so dass „der Westen gegen den Rest“ von 88 Prozent immer mehr zu einem internationalen Ärgernis geworden ist, gegen das sich andere Vorstellungen wehren. Die eben benutzte Formel stammt von dem singapurischen Diplomaten und Politologen Kishore Mahbubani, der schon vor Jahren die Publikation „Can Asians Think?“⁵ und neuerdings eine sehr substantielle Monographie mit dem Titel „The New Asian Hemisphere“⁶ vorgelegt hat.

Am Ende mag eine planetarische Zivilisation stehen, für die Mahbubani mit dem zentralen Postulat plädiert hatte: Es müssen alle an ihrer Artikulation teilnehmen können und dann auch entsprechend denken und handeln – auch wenn es um eine Aufgabe geht, die vielleicht erst in Generationen gelöst werden kann. „The Rise of the Rest“ ist auch ein beherrschendes Thema bei Fareed Zakaria, dem in Bombay geborenen Herausgeber von „Newsweek International“.⁷ Er qualifiziert diesen Prozess als „inevitable“ – als unvermeidlich.

Komponenten oder Schichtungen von Westlichkeit

Der globale Erfolg der Westlichkeit ist unübersehbar. Ihr globaler Bestand ist einstweilen gesichert mangels durchschlagender Alternativen. Ihre globale Zukunft ist nur dann von längerer Dauer, wenn ihre wesentlichen Komponenten gestreut auftreten.

Ihr globaler Einfluss bleibt einstweilen gesichert mangels viabler Alternativen aus den Entwicklungsländern, ihre planetarische Zukunft kann nicht als unbeschränkt von Dauer gelten, weil Geschichte nie determinierten Pfaden folgt, sondern prinzipiell offen ist. Vorteilsnahmen und Macht als Durchsetzungsinstrument sind von dieser westlichen, vor allem späten westlichen Zivilisation nicht zu trennen, auch wenn wir Politologen es längst gelernt haben, zwischen der traditionellen Auffassung von harter Macht und weicher Macht (*soft power* im Sinne Joseph Nyes) zu unterscheiden.

Mit „Schichtungen“ ist gemeint, dass es benennbare historische Entstehungsphasen für die Bausteine dieser westlichen Zivilisation gibt, die nach und nach eine Art Gesamtbild ergeben und dazu beigetragen haben, den universalhistorischen Anspruch aufzubauen.

Wichtige Elemente der Westlichkeit sind:

- die Anfänge organisierter Staatlichkeit im klassischen Ägypten⁸
- die Konzeption des Menschen als einmaliges und unzerstörbares Wesen, was mit dem israelischen Monotheismus zusammenhängt
- die Radikalität in Sinn-, Ordnungs- und Wahrheitsfragen, wie sie aus der griechischen Antike bekannt ist (u.a. Platon und Aristoteles)
- eine sich auf der Basis von festen Grundsätzen etablierende Rechtlichkeit (Rom)
- die Entstehung eines europäischen Gemeinschaftsgefühls auf der Basis einer eigenen Großreligion, dem Christentum, das sich massiv gegen heidnische Ostvölker und den in Spanien eingedrungenen Islam abgrenzt und damit auch eine eigene Welt gegenüber konkurrierenden Zivilisationen mit einem weltweiten Anspruch herausbildet
- die Entstehung des Universitätswesens im offenen Disput um Wahrheitsfindung nach nachvollziehbaren Kriterien und Systematik
- die Entstehung von sich nach und nach national identifizierenden Königreichen – etwa in England und bald in Frankreich –; später überhaupt Nationalismus als politische Orientierungsgröße

- die schrittweise Durchdringung der sich herausbildenden Organisationsformen mit politischen und – wie wir heute sagen würden – mit konstitutionellen Regeln. Dies führte später in England, Frankreich, den deutschen Landen und dann den USA zu einer bis heute prägenden staatstheoretischen Literatur – Gewaltenteilung oder -trennung gehören dazu, nach und nach Demokratie als Legitimationsgrundlage von Staatlichkeit („quod omnes tangit, ab omnibus debet approbari“⁹)
- Menschen- und Bürgerrechte, die jenseits von konkreten Ordnungseinlösungen überall gelten sollen
- die prinzipielle Gleichberechtigung von Mann und Frau
- die schrittweise Entwicklung von ökonomischen Ordnungsbildern des Protektionismus, dann des Freihandels und offener Märkte und kapitalistischer Verteilungsregeln
- eine breite philosophische Aufklärung, die endgültig Schluss zu machen suchte mit der überkommenen kirchlichen und feudalen Ordnung
- der in den Trägereliten dieser Westlichkeit selbstverständliche Anspruch auf weltweite Eroberung und Penetration (um 1900 waren 90 Prozent des afrikanischen Territoriums in westlichem Besitz und offiziell mehr als die Hälfte Asiens durch England, Frankreich, Belgien, die Niederlande, USA und vorübergehend Deutschland beherrscht)
- eine breitflächige Urbanisierung und nicht zuletzt Industrialisierung;
- das Bürgertum und später die soziale Kompetenz von technisch, kaufmännisch und schließlich international orientierten wirtschaftlichen Leitungskräften
- ein differenziert und auf Effizienz ausgebildetes Militärwesen
- Fortschritt und Zukunftsziele als Leitideen vielschichtigen Handelns
- Technik und Innovation als maßgebliche Bewegungskräfte
- die Vorstellung von Entwicklung als global ausgerichtete Modernisierung
- eine verkehrspolitische und immer mehr auch informationsgerichtete Vernetzung der Welt.

Eine solche Liste kann nicht vollständig sein. Man könnte sie auch nach historischen Epochen ordnen:

Klassisches Altertum – Christianisierung - Renaissance – Zeitalter der Entdeckungen - Aufklärung – industrielle Neuzeit – Zeitalter der Globalisierung – Postmoderne – digitales Zeitalter usw.

Wichtig bleibt, dass ein sich insgesamt über zweieinhalb- bis dreitausend Jahre aufbauender Prozess, der immer mehr einen zusammenhängenden Komplex bildet, für sich selbst unpersönlich und gleichwohl mit dem Anspruch auf Weltgeltung auftritt.

Serge Latouche¹⁰ spricht daher von Westlichkeit als einer von den Ländern und Eliten des Westens aufgebauten und sich verselbständigenen Mega-Maschine. Ihr Geltungsanspruch wird oft mit den letzten fünf Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gleichgesetzt. Die Einleitungsimpulse liegen jedoch historisch bedeutend tiefer.

Westlichkeit als Machtfaktor

Im Phänomen „Westlichkeit“ verschwistern sich die Faktoren „harte“ und „weiche“ Macht, eine trennscharfe Abgrenzung ist schwierig.

Im Folgenden wird zunächst der Einfluss der „harten“ Macht beschrieben: Westlichkeit ist selten ohne ein meist erhebliches Element an Gewalt und Unterdrückung von Alternativen zur Geltung gekommen. In den meisten Fällen wurde Westlichkeit von Herrschern und Staatsverantwortlichen aufgrund massiver wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder kultureller, nicht zuletzt auch religiöser Interessen durchgesetzt. Die Christianisierung der Sachsen unter Karl dem Großen und Bonifatius ist ein Lehrbuchbeispiel dafür. Die genannten verschiedenen Interessenmotive tauchen so gut wie gleichzeitig bei der zu Beginn des 16. Jahrhunderts eingeleiteten Eroberung und Beherrschung jener Länder auf, die wir seit dem 19. Jahrhundert als Lateinamerika bezeichnen. Ähnliches gilt für den indischen Subkontinent, das heutige Mittelostproblem, die französische Kolonialpolitik, die kürzere deutsche Kolonialpolitik, den US-amerikanischen Imperialismus etc. Die Durchsetzung von Westlichkeit und der parallel aufgebaute ökonomische und zivilisatorische Beherrschungsdrang lassen sich kaum trennen. (Spielformen davon finden sich auch in anderen Kulturreihen, etwa in der Erfolgsgeschichte des Islam.) Fast schon ein Durchsetzungsmonopol von wirtschaftlicher wie militärischer Macht ging nach dem Zweiten Weltkrieg immer mehr von den USA aus, dies bis zur psychischen Hysterie unter George W. Bush, der zu den größten Demontierern eines Amerikanischen Jahrhunderts zählt.¹¹ Ob Barack Obama hier ein Umdenken will und dies dann auch bis in die internationale Verhaltenspraxis der USA bewirken kann – „let's wait and see“.

Westlichkeit ist in diesem Sinne nie nur ein Befreiungsinstrument zur Vermittlung von Mündigkeit und Rationalität, sondern so gut wie immer auch ein Stück Unterdrückungs- oder Unterwerfungsausrichtung gegenüber anderen – eben jener praktisch 88 Prozent der Menschheit. In ihrer noch etwas harmloseren Form ist die Westlichkeit der Moderne ein Produkt der Medienindustrie, die sich bis vor kurzem so gut wie ganz in westlichen Händen befand (Hollywood, Associated Press, Reuter, France-Press). Von erheblicher Bedeutung sind auch die westlichen Universitäten, die bis Ende des 20. Jahrhunderts nahezu alle akademischen Spitzensätze besetzt hielten, ferner überhaupt der westliche Lebensstil einschließlich des erreichten oder zumindest zur Schau gestellten Wohlstandes. In diese Aufzählung von Indikatorenbündeln für *soft power* zählt auch die Frage nach Strukturen, Normen und internationaler ordnungspolitischer Regelsetzung. Der Westen warf hier mit einem gewissen Erfolg die Ausstrahlung seiner Demokratie in die komparative Waagschale. Diese konnte dann besonders im globalen Maßstab verkauft werden, wenn die autoritären Systeme in Bezug auf Entwicklungsleistungen und elementare individuelle wie gesellschaftliche Selbstbestimmungsformen wenig oder gar nichts leisteten und wenn sie sich mit der Idee und Wirklichkeit kapitalistischer Marktwirtschaft verband. In diesem Sinne konnten sich Europa und später auch die USA gut als Paradigmen aufspielen und erfuhren dabei eine erhebliche Akzeptanz.

Hard power überschneidet sich heute fast immer mit *soft power*. Das gilt nicht zuletzt für die Struktur der Weltwirtschaft. Der Anteil der USA am Welt-BIP beträgt 24 Prozent¹², der der EU 26,8 Prozent, Japan kommt auf 8,5 Prozent, Australien auf 1,9 Prozent. Schließt man noch Russland mit 2,4 Prozent ein, dann bleibt noch etwas mehr als ein Drittel – für etwa 88 Prozent der Weltbevölkerung. Selbst das rasant nach vorne stürmende China ist bisher nicht über 8,7 Prozent hinausgekommen, die Hoffnungsträger Indien und Brasilien liegen bei 2,2 Prozent bzw. 3,1 Prozent. Die meisten der übrigen Staaten fallen in Kategorien wirtschaftlicher Macht nicht mehr ins Gewicht. Viele der großen westlichen Firmen beherrschen wirtschaftlich und damit oft auch politisch ihre Gastländer in Asien, Afrika und Lateinamerika und übertreffen meist sogar deren Sozialprodukte. Gründe dafür sind die größere kaufmännische Expertise der westlichen Länder, die Erfahrung westlicher Wirtschaftsvertreter, sich in einer Geschäfts- und Investitionswelt zu bewegen, die der Westen mit dem Erfolg einer faktisch globalen Verbindlichkeit selbst geschaffen hat und

nicht zuletzt die technologischen Kenntnisse und Qualitätsstandards der westlichen Industrieländer einschließlich Japans. Der Anteil der nicht-westlichen Welt an Forschung und Entwicklung ist viel zu gering, um mit den etablierten Industriemächten mithalten zu können. Während diese im Regelfall zwischen 2 und 3 Prozent (und manchmal sogar mehr) ihres Sozialproduktes für Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten investieren, ist der Anteil in der nicht-westlichen Welt mit Ausnahme von Südkorea und ganz allmählich auch China und Brasilien sowie Taiwan und Singapur ungleich geringer: Für nicht wenige lateinamerikanische Staaten kann man von 0 bzw. 0,1 Prozent ausgehen, durchschnittlich von etwas über 0,2 Prozent.¹³ Technologietransfer bzw. -import wurde daher immer von außen eingefordert. Dies trifft besonders für sogenannte Rentierstaaten wie z.B. Venezuela und Kuba sowie für die meisten afrikanischen Länder zu, sofern sie primär von Rohstoffexporten leben, was meist mit der beherrschenden Stellung von fremdstaatlichen Multis einhergeht.

In der Rubrik *hard power* zählt nicht zuletzt auch militärische Macht, ohne die die westliche Dominanz auf dem Globus bzw. das Zusammengehen von Westlichkeit, wirtschaftlichem Penetrationspotential und kultureller und selbst wissenschaftlicher Allgegenwart kaum möglich gewesen wäre.

Der Westen besitzt immer noch die größten Flotten, die größten Heere (abgesehen von Russland und der chinesischen Volksrepublik und heute Nordkorea), die modernsten Waffensysteme einschließlich der mit Abstand angereichertsten Atomwaffen- und Raketen-systeme und immer noch eine waffentechnische und – damit zusammenhängend – informationstechnische Überlegenheit vor allen anderen Staaten einschließlich Chinas.

Und bei allen Expansionsleistungen in Auslandsinvestitionen und Entwicklungshilfe, für die Japan über viele Jahre ein bemerkenswertes Beispiel darstellte und heute den Stafettenstab längst an China, Südkorea und allmählich auch an Indien abgeben musste, bleibt der Westen gleichwohl – zumindest einstweilen – der maßgebliche Impulsgeber.

Um dieses Bild von der fast allseitigen Präsenz westlicher Macht noch abzurunden: Die moderne Welt ist in den Bereichen Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Wissenschaften hochgradig vernetzt, und zwar intergouvernemental, transnational, mit und ohne Souveräni-

tätseinbußen, in formaler wie in informaler Hinsicht. Ihre Prozesse und Lebensabläufe sind teils vertraglich, teils durch Absprachen und an sehr vielen Stellen durch sogenannte internationale Regime abgesichert.

Regime sind Institutionen, die aus Regeln, Prinzipien, Normen und Entscheidungsprozeduren im Sinne von Verfahren bestehen. Gleichgültig, ob man sie stärker von ihren expliziten oder ihren impliziten Seiten her begreift: Sie sind zu einem weit überwiegenden Teil strukturierende Elemente eines Universalismus, der vom Westen ausging und von ihm beherrscht wird.

Die aktuelle Herausforderung

Es wäre naiv zu glauben, dass eine Mitwirkung aller nach der Formel 12 Prozent (= der Westen) plus 88 Prozent (= der „Rest“ im Sinne Mahbubanis) überhaupt oder gar rasch möglich sei. Den unterschiedlichen Leistungsprofilen in Nord und Süd liegen prägende historisch-kulturelle Unterschiede zugrunde, die sich nicht einfach aufheben bzw. einebnen lassen. Dies hängt mit sehr differierenden Erfahrungen der Ethnien, Herrschaftsgebilde und Sozialkörper zusammen sowie mit der sehr unterschiedlichen Sinnstiftung und Begründung der Religionen. Auch geographische und geopolitische Prägungen fallen ins Gewicht, und nicht zuletzt sehr divergierende Erfahrungen der überseeischen Länder mit dem Westen. Dessen ungeachtet kann die immer mehr zum Ärgernis gewordene Nord-Süd-Spaltung des Planeten Erde nicht ihr dauerhaftes Erscheinungsbild bleiben, weil sie elementare Prinzipien von Menschenwürde und innerglobaler Gerechtigkeit unbedacht lässt. Hans Küng diskutiert diese Probleme unter dem Vorzeichen eines Weltethos: „Die neue Weltepoche, die anders als jede frühere geprägt ist durch Weltpolitik, Weltwirtschaft, Welttechnologie, Weltkommunikation und Weltzivilisation bedarf (...) eines Grundkonsenses bezüglich verbindender Werte, unverrückbarer Maßstäbe und persönlicher Grundhaltungen.“¹⁴ Die Alternativen dazu hießen Anarchie und Chaos. Ich denke, ein so angemahnter Grundkonsens setzt sich nach und nach durch. Seine operative Einlösungsbedingung kann im globalen Maßstab nur Partnerschaft bedeuten.

Ein partnerschaftliches Nord-Süd-Verhältnis ist an Voraussetzungen gebunden, die alle Seiten einbringen müssen.

Für den Westen bedeutet das den Verzicht auf ein eurozentrisches bzw. US-amerikanisches Geschichtsverständnis. Weiterhin muss die kulturelle Vernachlässigung an unseren Hochschulen aufhören, die nicht zuletzt in den sozialwissenschaftlichen Fächern immer mehr zu einem quasi-naturwissenschaftlichen Scientismus neigen, ohne zu begreifen, dass Methodendiskussionen vielleicht Sicherheiten der Überprüfbarkeit von Aussagen, aber noch keine Problemerkenntnis schaffen. Die Bereitschaft zu einer Interkulturellen Hermeneutik bleibt die unverzichtbare Basis für einen interkulturellen Dialog, ohne den Partnerschaft nicht möglich ist. Überlegenheitsgebaren aus Europa und den USA und der Aufstand gegen die westliche Beherrschung der Welt einschließlich ihrer Ideologien zementieren den Status quo einer Aufteilung der Welt in zwei Lager. Wenn Mahbubani in seinen Schriften auf wünschenswerte Mitwirkungen auf gleicher Augenhöhe eingeht, so muss aus der sogenannten „Dritten Welt“ ungleich mehr an global sinnvollen Gestaltungsentwürfen kommen.

Daher sind auch Forderungen an den „Rest“ zu stellen, nämlich eine aktive Beteiligung an einer sich global auswirkenden *soft power*, also die Vorlage eigener Vorstellungen von Ordnungspolitik, die sich politisch, gesellschaftlich und wissenschaftlich als paradigmatisch für andere erweisen könnten. Die Mitwirkung der anderen muss sich aber auch noch auf weitere Gebiete erstrecken. Gemeint ist zum einen eine allgemeine Akzeptanz der Mitverantwortung für globale Probleme wie Umwelt- und Artenschutz sowie Klimawandel. Auch die Überbevölkerung der Erde bleibt ein globales Gemeinschaftsunternehmen, ebenso die Energiesicherheit und eine gesicherte Nahrungsmittel- und Trinkwasserversorgung für alle. Nicht zuletzt bedeutet Religionsfrieden – darin ist Küng nachdrücklich zuzustimmen – eine unabdingbare Voraussetzung für ein Weltethos in globaler Verantwortung. Die Mitwirkung des „Restes“ ist ebenso unverzichtbar in dem breiten Feld Forschung und Entwicklung (Research and Development).

Der letzte Punkt bedarf einiger Ergänzungen: Hartmut Sangmeister hat kürzlich (allerdings nicht auf der neuesten Datenbasis) regionale Aufwendungen für Forschung und Entwicklung auf der Basis von CEPAL-Daten zusammengestellt.¹⁵ Demnach brachte es Afrika auf 0,7 Prozent, Ozeanien auf 1,3 Prozent, Lateinamerika und die Karibik auf 3,1 Prozent, Europa auf 28,8 Prozent; Asien auf 27 Prozent und

Nordamerika auf 38,2 Prozent der gesuchten Werte. In der globalen Wettbewerbsfähigkeit lagen im Jahr 2007 die USA von 207 Ländern auf Platz 1, Deutschland lag auf Platz 5, Argentinien auf Platz 85, Peru auf Platz 86. Bolivien erreichte Platz 105, selbst Brasilien besetzte nur Platz 72.¹⁶ Aus solchen Daten lassen sich allgemeine Schlüsse ziehen: Sie zeigen deutlich die wirtschaftliche und technologische Überlegenheit des Westens gegenüber der übrigen Welt. Neueste Daten, die China und Indien einschließen, würden wahrscheinlich gewisse Korrekturen ergeben, nicht aber das Bild in Gänze wandeln.¹⁷

Teile der „Dritten Welt“ haben im Universitätswesen aufgeholt und damit an Innovationsfähigkeit gewonnen. Einzelne Universitäten und Technische Hochschulen sowie „Think tanks“ in China, Singapur, Taiwan, Indien, Brasilien oder auch Mexiko holen deutlich auf. Das Wissensmonopol des Westens schwindet. Von einem ordnungspolitischen Dialog zwischen dem Westen und dem „Rest“ kann gleichwohl keine Rede sein. Erinnert sei an die Haltung des Westens in der Verweigerung eines echten Nord-Süd-Dialogs in den 1970er Jahren. Das gleiche gilt für die von der lateinamerikanischen Seite vorgeschlagene „Charta der ökonomischen Rechte und Pflichten der Staaten“, die man analytisch und politisch auf der Ebene von Regimen ansiedeln müsste. Auch die Art, wie – nicht nur vom Vatikan – die Theologie der Befreiung letztlich abgewürgt wurde, spricht für sich.

Die westliche Dominanz zeigt sich auch deutlich beim Doppelthema Staat und Demokratie. Wie immer wir uns dazu z.B. im zeitgenössischen Asien äußern wollen – optimistisch, skeptisch, „achievement“-orientiert, im Gefolge der „Third Wave“-Philosophie Huntingtons oder im Aufgreifen jener Einschränkungsattribute, wie sie in Teilen der Transitionsforschung in der Überzeugung auftauchen, die jetzt oft noch „defekte“ Demokratie werde sich auch in Asien eines Tages ihr einschränkendes Prädikat mindern und dann ohne Zusätze auskommen –, müssen wir uns darüber im klaren sein, dass wir mit kognitiven Gerüsten arbeiten, die der malaysische Kollege A.B. Shamsul¹⁸ und verhältnismäßig ähnlich argumentierende weitere Forscher¹⁹ als „colonial knowledge“ bezeichnet haben, eine Perspektive, die schon Edward W. Said²⁰ in verschiedenen Arbeiten vorweggenommen hatte.

Shamsul ist der Auffassung, dass erst dieses „koloniale Wissen“ dem modernen Asien die Basis für die Suche nach der eigenen Identität und die Chance der interkulturellen Verständigung unter den Asiaten selbst anbietet. Begriffe wie „Entwicklung“, „Wirtschaftswachstum“, „soziale Gerechtigkeit“, „Nation“, „Staat“ (und wir sollten noch hinzufügen: „Demokratisierung“, „Demokratie“ oder „governance“) gäben deshalb unverzichtbare Verständniskategorien für das moderne Asien ab, weil sie die Denkmuster für das bildeten, was sich dort politisch unter Transformationsgesichtspunkten ereigne. Denn in diesen Begriffen und den ihnen zuzuordnenden Modellen, Theoremen und Theorien werde weitestgehend auch in Asien gedacht und Politik betrieben. Sie bildeten zugleich die bis auf weiteres unverzichtbare Verständnisbrücke zur internationalen politischen und wissenschaftlichen Welt, die sich beide auch in diesen Hinsichten immer mehr globalisierten.

Claudia Derichs²¹ weist darauf hin, dass man sich in Asien gern auf asiatische Traditionen berufe, die sich aber zumeist als diskursive Postulate einer interkulturellen Gleichberechtigung mit dem politischen, gesellschaftlichen, ökonomischen und akademischen Westen präsentierten. Sie seien daher in der Regel „Selbstbehauptungsdiskurse“, mehr Konstruktion als Rekonstruktion zum Zwecke einer Legitimierung für eine Moderne, die nicht als die eigene entstanden sei.

Sind solche Selbstbehauptungsdiskurse daher eine Selbsttäuschung? Auf der einen Seite gilt es, auf Zwischentöne eines asiatischen Protests zu achten, wie er heute u.a. von asiatisch-islamischer Seite artikuliert wird.²² „Since most secondary literature is of Western origin, human culture is rendered one-sided“, schreibt Hassan Hanafi.²³ Auf der anderen Seite gibt es zur Zeit keine über Einzelkulturen und Einzelstaaten hinausgehende Alternativen – es sei denn, man macht sich die Mühe kulturhermeneutischer Korrekturen, die sich aber deshalb nicht beliebig weit vom gescholtenen „colonial knowledge“ entfernen dürfen, weil sonst die eben herausgestellte interkulturelle/internationale Kommunikation zusammenbricht. Bieten somit historisch gesättigte kulturhermeneutische Ansätze²⁴ einen vielleicht notwendigen, jedenfalls ergänzenden Weg, an Asien und nicht-westliche Welten heranzugehen? Die Antwort heißt „ja“, wenn man dabei nicht überzieht. Die Ansätze sind keine Alternativen zum „colonial knowledge“, wohl aber Ergänzungen, Versuche zu einem tieferen Verstehen, auf das in den in Mode befindlichen, an

Methoden und Statistiken orientierten sozialwissenschaftlichen Einführungsbüchern kein Wert gelegt wird. Wenn China nur für Sinologen verständlich bliebe, Mexiko nur für Mexikanisten usw., könnte man in einem weltweiten Kontext weder China noch Mexiko begreifen und auch nicht adäquat politisch, wirtschaftlich, wissenschaftlich usw. mit diesen Staaten umgehen.

Für solche Postulate bietet sich eine Fülle von Beispielen an. In Bezug auf China sollte man z.B. die von den Sinologen betonte „danwei“-Kultur als eine konstitutive soziale Sekundärgröße oder das „guanxi“-Denken als soziales Kapital erwähnen.²⁵ Für Indonesien und den ASEAN-Raum kann man kaum auf zentrale indigene Begriffe wie „musyawarah“ (die typische Form der dortigen Konsensfindung) verzichten, weil es sich um Formen der Entscheidungsfindung handelt, die wir im Westen eher als präpolitisch ansehen würden und die in Ost- und Südostasien bis in die Entscheidungsmodi der ASEAN und von dort in die Verhandlungspraxis selbst der APEC ausstrahlen.²⁶ Das japanische Begriffspaar „tatemae“ und „honne“ aufzugreifen, hat deshalb Sinn, weil es die für Japan charakteristische Spannung von kollektiven Identifikationen und individuellen Vorbehalten benennt. Der große Japanologe und Botschafter Edwin Reischauer²⁷ hat das Begriffspaar unter der Überschrift „Relativismus“ behandelt. Relativismus ist hier als Warnung zu verstehen, alles aus den standardisierten Begriffspackungen der westlichen Sozialwissenschaften abzuleiten. Um ein Beispiel aus der früheren eigenen Forschung zu nennen: Mexikos 60-jährige, relative politische Stabilität unter der Herrschaft der Revolutionspartei²⁸ lässt sich gut unter den Vorzeichen eines „compromiso respaldo“-Gleichgewichts begreifen.²⁹

Wir stehen damit vor einem Erkenntnisdilemma oder vielleicht auch Kompromiss zwischen westlicher Begrifflichkeit und kulturhermeneutischen Korrekturen. Wenn uns an einem Dialog zwischen Asien, Europa sowie Nord- und Südamerika gelegen ist, kommen wir einerseits nicht um die international am meisten akzeptierte Verständniswelt herum, müssen aber auch sehen, dass ein relativ großer kultureller „Rest“ übrig bleibt, um den man sich im Rahmen des Möglichen zu bemühen hat, ohne dabei ein wesentliches Stück Nachvollziehbarkeit oder Allgemeinverständlichkeit aufzugeben (was Autoren wie Edward W. Said oder Franz von Magnis-Suseno hervorragend gelungen ist).

Nun etwas enger zur Demokratiefrage! Um das Ergebnis für Asien gleich vorwegzunehmen: Ein überzeugendes Demokratieprofil ist bisher nirgendwo erreicht worden.

Wenn der lange Zeit einflussreiche Ex-Premier Malaysias, Mahathir Mohamad, Demokratie vor allem als starke politische Führung, Wahlen und Entwicklungsdynamik definiert,³⁰ dann stehen Stabilitäts-, aber nicht Partizipationsgesichtspunkte im Vordergrund. Die Militärregierung Myanmars kann sich Demokratie vorstellen, allerdings ohne eine Ernst zu nehmende Opposition und unter weitestgehendem Ausschluss der ethnischen Minderheiten, die immerhin 40 Prozent der Bevölkerung des Landes ausmachen. Lee Kuan Yew hat seine im Jahre 2000 vorgelegten Memoiren mit der stolzen Überschrift versehen „From Third World to First“.³¹ Der Entwicklungserfolg Singapurs sei unbestritten und ist in der Tat zu einem erheblichen Teil dem langjährigen Premier zu verdanken. Doch zur Ersten Welt gehört auch ein politisches System der Offenheit und des Pluralismus, was im Singapur Lee Kuan Yews nie politische Wirklichkeit war und allenfalls jetzt mit noch sehr zarten Hoffnungen für die Zukunft verbunden werden kann. Lee Kuan Yew gibt sich einem Irrtum hin, den man mit Otfried Höffe als „technokratisch halbierte Modernisierung“ bezeichnen kann – ein in der sogenannten „Dritten Welt“ weit verbreiteter Irrtum, den der Bolivianer H.C.F. Mansilla schon vor Jahren unter dem Buchtitel „Die Trugbilder der Entwicklung in der Dritten Welt“ genauer und im Detail beschrieben hat.³² Indien, oft als die größte Demokratie der Welt bezeichnet, hat Jahrzehnte lang mit dem Widerspruch zwischen Demokratiebekenntnis und der radikalen Praxis der Ungleichheit im religiös abgeleiteten Kastenwesen leben müssen. Das große Indonesien ist in den langen Aufbaujahren vor der Asienkrise alles andere als eine Demokratie gewesen. Brunei schon gar nicht. Thailand und die Philippinen sind es nur bedingt, begleitet von unübersehbaren Tendenzen der Regression. Laos und Kambodscha stehen nach Krieg und Bürgerkrieg am Anfang einer Transition, die eher auf Normalstaatlichkeit als schon auf Demokratie abzielt. Die drei noch verbliebenen kommunistischen Staaten VR China, Vietnam und Nordkorea weisen unterschiedliche Transitionsleistungen auf.³³ Demokratien sind sie nicht einmal in der ohnehin fragwürdigen Qualifikation „defekte“ Demokratien. Am Ende bleiben – von Japan und seinem Weg nach Westen abgesehen – Taiwan und Südkorea als politische Gebilde erreichter Modernität übrig.

Mutatis mutandis gilt vieles von dem für Asien Monierten auch für Lateinamerika und für die arabische Welt und Schwarzafrika. Ohne gerade für Lateinamerika herausragende politik- und staatstheoretische Leistungen leugnen zu wollen – wie sie u.a. von Fernando Henrique Cardoso in Brasilien, Luciano Tomassini in Chile, Felipe Mansilla in Bolivien oder Juan Carlos Agulla in Argentinien vorgelegt wurden: Es wird westliches Wissen länderspezifisch aufgearbeitet und aktualisiert. Das ist vielleicht kein „colonial knowledge“ im Sinne Shamsuls, weist aber ebenfalls eindeutige Züge einer Suche nach sich selbst auf der Basis nicht eigenkulturell erworbenen Wissens auf.

Um die Überlegungen hier thesenhaft abzuschließen:

1. Wir müssten uns in Europa genauer überlegen, worin für uns Westlichkeit in ihren unverzichtbaren zivilisatorischen Werten besteht.
2. Wir können die Obhut der Westlichkeit nicht weiterhin vor allem den USA überlassen, die sich – auch unter Obama – immer noch als eine „City Upon a Hill“ fühlen und die es nie gelernt haben, in Alternativen zu denken und darüber hinaus die Ressourcen der Erde als ihre natürliche Aneignungsbasis anzusehen.
3. Aus der Dritten Welt muss mehr an brauchbaren Eingaben zu einer breit gefächerten Globalisierung kommen.
4. Die korrespondierende Verhaltensmaxime kann nur Dialog heißen. Womit unsere Universitäten, Eliten und Medien deutlich umdenken müssten. Gerade hierin liegt die Verantwortung unserer politischen Stiftungen.

1| Zit. nach: Ballestrem, Karl Graf / Ottmann, Henning (Hrsg.): *Politische Philosophie des 20. Jahrhunderts*, München 1990, S. 9.

2| *Ebd.*, S. 8.

3| Vgl. Jaguaribe, Helio: *Un estudio crítico de la historia*, México 2001 (2 Tomos).

4| = die historischen und psychogenen Bedingungen, unter denen der Mensch lebt, denkt und handelt.

5| Mahbubani, Kishore: *Can Asians Think? Understanding the Divide Between East and West*, Steerfoord 2001.

6| Mit dem bezeichnenden Untertitel „The Irresistable Shift of Global Power to the East“, New York 2008.

7| Zakaria, Fareed: *The Post-American World*, New York 2009.

8| Vgl. Assmann, Jan: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992, Kap. 4.

- 9| (lat.): „Was alle angeht, muss von allen gebilligt werden.“
- 10| Vgl. Latouche, Serge: *The Westernization of the World*. Cambridge/MA 1996.
- 11| Mols, Manfred: *Vom Amerikanischen zu einem Asiatisch-pazifischen Jahrhundert*, in: KAS Auslandsinformationen 9/09, S. 7-44.
- 12| Für die folgenden Daten vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung Nr. 145 vom 26.7.2010, S. 14.
- 13| Vgl. Mols, Manfred: *Das politische Lateinamerika. Profil und Entwicklungstendenzen*, in: aktuelle analysen Nr. 45 der Hanns-Seidel-Stiftung, München 2007.
- 14| Küng, Hans: *Plädoyer für ein globales Verantwortungsbewußtsein*, in: Nuscheler, Franz (Hrsg.): *Entwicklung und Frieden im 21. Jahrhundert. Zur Wirkungsgeschichte des Brandt-Berichts*, Bonn 2000, S. 329-348, hier S. 329.
- 15| Sangmeister, Hartmut: *Technologischer Wandel und die internationale Wettbewerbsfähigkeit Lateinamerikas*, in: Graf, Patricia / Stehnenk, Thomas (Hrsg.): *Lateinamerika. Politik, Wirtschaft und Gesellschaft*. Festschrift für Andreas Boeckh, Baden-Baden 2008, S. 115-134, hier S. 127. CEPAL = Comisión Económica para América Latina.
- 16| Ebd., S. 130.
- 17| Vgl. Basisdaten Ausgaben für Forschung und Entwicklung, Statistisches Bundesamt Deutschland, Abruf 7.9.2010 (die meisten Länderdaten beziehen sich auf 2007.)
- 18| Shamsul, A.B.: *The European-American-Asian Knowledge Complex. A Critical Commentary*, in: Nathan, K.S. (ed.): *The European Union, United States and ASEAN. Challenges and Prospects for Cooperative Engagement in the 21st Century*, London 2002, S. 139-155. Diese und die folgenden Stellen sind entnommen aus: Mols, Manfred: *Zur Einführung Staat und Demokratie in Asien*, in: Dosch, Jörn / Mols, Manfred / Ölachläger, Rainer (Hrsg.): *Staat und Demokratie in Asien. Zur politischen Transformation einer Weltregion*, Berlin 2007, S. 9-28.
- 19| Vgl. Derichs, Claudia: *Geschichte von gestern – Geschichte von heute: Asiatische Perspektiven*, in: Birle, Peter u.a. (Hrsg.): *Globalisierung und Regionalismus. Herausforderungen für Staat und Demokratie in Asien und Lateinamerika*, Opladen 2002, S. 19-36.
- 20| Besonders in Said, Edward W.: *Kultur und Imperialismus*, Frankfurt am Main 1974 sowie in seinem schon klassisch zu nennenden Buch „Orientalism“.
- 21| In der Anm. 53 zit. Arbeit.
- 22| Vgl. Hanafi, Hassan: *Western Democracy and Islamic Democracy*, in: Mutalib, Hussin (ed.): *Islam and Democracy. The South East Asian Experience*, Singapore 2004, S. 1-9.
- 23| Ebd., S. 2.
- 24| Zur kulturellen Hermeneutik vgl. Daniel, Ute: *Kompendium Kulturgeschichte. Theorie, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt am Main, 4. Auflage 2004.
- 25| Vgl. Heberer, Thomas: *Das politische System der VR China im Prozess des Wandels*, in: Derichs / Heberer: *Einführung....(zit. Anm. 21)*, S. 70ff.
- 26| Vgl. von Magnis-Suseno, Franz: *Neue Schwingen für Garuda*, München 1989; Dosch, Jörn: *Die ASEAN. Bilanz eines Erfolges. Akteure, Interessenlagen, Kooperationsbeziehungen*, Hamburg 1997.
- 27| Reischauer, Edwin O.: *The Japanese Today. Chance and Continuity*, rev. edition Cambridge/ Mass. and London 1988, S. 140.
- 28| = Partido Revolucionario Institucional. Verlor im Jahre 2000 die Präsidentschaftswahlen.

- 29| *Compromiso* = eine gewisse Fürsorgeverpflichtung der Herrschaftselite; *respaldo* = die Unterstützung dieser Schicht bzw. des Regimes „von unten“.
- 30| *Mohammad, Mahathir: Reflections on Asia, Suband Jaya/ Malaysia 2002.*
- 31| *Singapore 2000.*
- 32| *Mansilla, H.C.F.: Die Trugbilder der Entwicklung in der Dritten Welt. Elemente einer kritischen Theorie der Modernisierung, Paderborn u.a. 1986.*
- 33| *Vgl. u.a. Commonwealth of Australia / Department of Foreign Affairs and Trade (ed.): The New Asians. Vietnam, Burma, Cambodia & Laos. Canberra 1997.*